

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1927**

178 (3.8.1927) Die Mußestunde



„Wahrlich, sie können alle prahlen, meine Freunde, mit ihren Liebschen.“

Wenn sie erzählen von den schönen Frauen, die sie geliebt, müße ich, der Dichter schamrot werden.

Aber da verteidigt mich meine Frau.

„Was sind eure Damen gegen das Liebchen des Dichters? Keine kann sich mit Gina messen, Gina ist stärker als alle eure Frauen zusammen. Gina hat das Haus ihres Vaters vom Monte Salara auf dem Kopf ganz allein hinunter in die Campagna getragen!“

„Ob!“ rief der Maler, „das Mädchen möchte ich leben, das mit einem Vaterhaus auf dem Kopf spazieren geht.“

„Ja“, verteidigte mich meine Frau weiter, „er hat immer nur Frauen geliebt, die Unerhörtes vollbrachten. In unserer Heimat Toxistadt liebte er Christina, die hat bis zu ihrer Hochzeit 42 000 Kinderzünge genäht. Eine seiner Geliebten war Weberin, die hat in den 10 Jahren mehr als 6000 Meter Leinen gewebt, während seine ewige Braut leht noch an der Spinnmaschine steht und mehr Fäden gewirren hat, als es Meridiane um die Erde gibt. Geht ihr armen Liebesjünger, die ihr nur ein oder höchstens zwei Liebchen auf einmal lieben könnt! Mein Dichter dagegen liebt alle jungen Mädchen zwischen 14 und 80 Jahren... all die starken und fleißigen Frauen zwischen dem Nord- und Südpol, die weißen, braunen und schwarzen. Dafür hat ihn auch das Schicksal bestraft! Ich kenne nur noch eine einzige schwache und faule Frau, in die muß er sich bald verlieben; diese Frau, die Liebe und Verbrechen zugleich ist. Sie ist stärker, als Gina, die ihr Vaterhaus auf dem Kopf tragen kann, die ist fleißiger als die Spinnerin.“

So verteidigte mich mein Weib und niemand kann dagegen antommen.

„Wer ist denn die faule Frau, die fleißiger ist als alle andern, die schwache, die stärker ist als Gina?“ frage ich neugierig. Da klopfte sie sich stolz auf die Brust und sagt: „Dies Weib hier, das muß mit Bienensfleisch den verrückten Gedanken des Dichters nachlaufen und muß, dies schwache Weib, einen ewig vertriebenen Poeten ertragen.“

## Erlebnisse aus Indochina

Im Fort und auf der Piratenfährte.

Das Leben des Fremdenlegations in Kontina ist ein fortwährendes Kampf mit den stets lauernden Piraten und der nicht minder feindseligen Natur des kontinesischen Gebirgslandes, eine Kette beständiger Aufregungen, die auf die Dauer auch die stärkste physische Kraft schwächen und das gesunde Nervensystem angreifen. Dazu kommt noch mangelhafte Ernährung, die sich bisweilen auf förmlichen Hungersnot steigert, wenn ein Lebensmitteltransport abgegriffen oder ein kleiner Posten von Piraten belagert wird.

Die Posten der Fremdenlegion befinden sich meist in der wilden Hochregion. Sie liegen weit auseinander und ihre gegenseitige Verbindung ist infolge der mächtig wuchernden Vegetation und Unkenntnis äußerst erschwert. Die auf einzelnen hervorragenden Gipfeln errichteten typischen Telegraphenstationen erleichtern nur den Depeschverkehr. Wird jedoch eine solche Station durch plötzlichen nächtlichen Überfall zerstört, dann sind sämtliche Posten, die durch ihre Lichtsignale verbunden waren, isoliert und wissen nicht was in der Runde vorgeht.

Einzige Hauptposten sind alle amantische Zitadellen, als deren Totus jene von Turin und Luang hervorgehoben sein. Sie stellen ein gewaltiges Achteck dar. Rings um die murchigen, nach und nach außen etwas abgeflachten Mauern sieht sich ein Graben. Auf der mit Krutwehr versehenen Innenseite können die Schildwachen rund herumsehen. Das Eingangsstor hat einen „Mitrador“ oder Leberbau mit ausweichendem hineinschießendem Dach.

Die frisch angelegten Forts sind dagegen nichts als verfallene Lager. Ein schneegebirgiger, großer Platz wird gewöhnlich mit einem starken Bambusheckenbau umgeben, und innerhalb desselben die Lagerstätten sowie ein hoher Aussichtsturm. Von Außen sieht man nur vier, dicht aneinander gereihe Bambushecke von etwa 3½—4 Meter Länge aufrichten, deren unterer Teil außen noch durch einen schiefelichten Kranz von kleinen Pfählen verpackt ist, während innen eine Art Steg für die Wachen den festere schützenden Wall entlang läuft. Der Eingang stellt einen Mitrador im Kleinen dar; ein gedecktes Wachehäuschen, das das Tor und Wallstaden überragt. Der Ausgang, eine hohe Pfahlfangstange, die Fische von Grasdächern und die schwanken Säulen einiger Palmen sind alles vom Innern, was über die Verpfählung schaut.

Die Besatzungen bestehen jedoch nicht lediglich aus Europäern. Diese machen vielmehr oft nur das Kommando aus. Frankreich hat nämlich auch Eingeborenen-Bataillone in seinem Sold, sogen. „Tirailleurs annamites“, die unter europäischer Leitung als Besatzungstruppen einigermassen brauchbar sind, im offenen Kampf aber nicht viel taugen. Außerdem gehören zu den Bewohnern eines Forts noch eine Anzahl Kulis, die den weißen Soldaten als „bogs“ dienen.

Die farbigen Soldaten lassen sich ihre Dienstadt nach Landesart von Annamitenweibern beziehen. Der unermüdliche Reis mit Schweine- oder Büchsenfleisch und hinterher Fischsuppe (Stuomom) sowie scharfer Tee machen die Hauptteile ihrer Nahrung aus. Auch im Küchensettel der Weibchen spielt der Reis die hervorstechendste Rolle. Daneben gibt es noch je nach Vorrat: Zwieback, Konservenfleisch, Kaffee und Wein. Fast jeder Posten legt sich auch einen Garten an, dessen Ertragsnis von europäischen Gemüsen jedoch in erster Linie den Chagrisen zu gute kommt.

Die langweiligste Zeit des Postenlebens ist die Lebensperiode zwischen Sommer und Winter. Von früh bis spät fällt dann ein feiner Staubregen; ein häßlicher grauer Nebelstiel; er verdüstert den Himmel und veranagt die Gräser. Beständig tropft das Regenwasser von den Grasdächern und Palmenebeln. Die widerwärtige Stimmung überträgt sich auch auf das Gemüt des Europäers. Manchen schüttelt das Fieber, seine magere Substanz wandelt wie ein Geleis mit dem Posten umher, um zu sehen, ob die Annamiten ihre Pflicht tun. Krankheit breitet hier nicht von Dienst. „Ohne Unterlaß auf der Hut sein.“ (Sourisur en qui vive) ist für jeden gewöhnliche Parole. Nichts stört die ernste Ruhe des Forts, als bisweilen das schrille Signal eines besseren Hornrufes.

Bei schönem Wetter wird außer dem Wacheendienst besonders an der Verstärkung des Postens gearbeitet. In der Regenzeit, wo alles durchnässt und durchweicht ist, erhalten die farbigen Mannschaften in ihren Hütten theoretischen Unterricht, wobei ihre Sprachkundigen Unteroffiziere als Dolmetscher dienen.

Verrät das Piratengebiet keine Anzeichen irrendes durch Schandblaten, so bildet der Kommandant des betreffenden Postens aus den verfügbaren Mannschaften eine Besatzungskolonie, um die selben Banditen aufzufahren, zu fangen oder zu verjagen. Die Leute haben dabei außerordentliche Gefahren und Strapazen mitzumachen, die meist nicht im Verhältnis zum Ergebnis stehen. Die Kolonne kann sich in dem wildbewachsenen, schichtenreichen Gelände nur im Gänsemarsch bewegen. Mangels Wege muß man die Kinnale wilder Waldbäche benützen, in deren Tümpeln das Wasser oft bis an den Leibriemen reicht, und deren alattes Gestein dem Fuß keinen festen Halt bietet. Im wuchernden Wald hindert ein Labyrinth von Stämmen, Wurzelwerk, hohe Farne und Gräser verperrt jede Aussicht. Dazu gesellen sich noch erschreckende Bisse und quälende Insekten. Bald hat man sich den Weg durch düstere, geheimnisvolle Gebirge zu hauen, bald durch feines Gestein zu überklettern; dann geht wieder über Stoa und Stein in schauerlich gähnende Schluchten hinab, wo alles im Sumpfschraun verliert. Wo Wege vorhanden sind, markiert die Kolonne zur Vermeidung der Bisse auch nachts, und bemerkt dabei Fackeln aus dem harzreichen Copahu-Holz oder solche von bürztem Bambus. Der Tiger macht dabei nie einen Angriff; der Löberrde Fackelschein verjagt ihn. Dagegen halt er sich bisweilen einen nächtlichen Wacheposten, den die Murrigkeit einschüffert hat, oder den das Heimweh vom fernen Elternhaus träumen läßt.

Die Bewohner der Dörfer, durch welche man kommt, lassen dem führenden Offizier durch ihre Kösther ein Huldbildungsgewicht von Hühnern, Eiern und Früchten überbringen. Die Moogas zeigen sich dabei nicht so furchtlos und kriegerisch wie die Annamiten. Wohl stellen die Moogahütlinge Führer von einem Gebiet ins andere, diese weichen jedoch geheimer Meinung zufolge den Piratensparten möglichst aus, während andere Moogas hinter dem Rücken der Kolonne zur Warnung der Piraten ausgesandt werden.

Wenn nicht Zufall und Verrat zu Hilfe kommen, gelangt eine gründliche Zuchtigung der Piraten nicht. Es kommt höchstens zu einigen Scharmühen, die das verwegene Raubgebiet umweilen selbst sucht, um eine Abteilung Soldaten in irgend eine Sackgasse des Gebirges zu loden. Die Truppen Kontinas haben auf diese Weise schon empfindliche Schlappen erhalten.

Diese Piratenkämpfe lassen sich am besten mit einem Wildstreifen vergleichen, wie auch das Piratenweib der reinste Fuchsbau ist.

Der Ruf: „Wir haben sie!“ ist fast jedesmal verkrüht. Mit einem Ruck ziehen sie die Bambusleiter weg und verschwinden hoch oben in einem Felsloch. Oder während der Soldat sich auf der einen Seite durch im Gras verdeckte Pfähle und starrendes Bambusgebüsch einen Eingang verschafft, stehen die Banditen auf der anderen Seite. Ist gegen Vist führt hier am besten als Ziel.

Als ein Beispiel der Piratenfurcht und Grausamkeit mag beiläufig erwähnt sein, wie sie mit einem Franzosen verfahren, der als Zollbeamter an einem Fluße nahe der Grenze stationiert war. Nachdem sie durch ihre Säuber alle ausgetuntschaftet hatten, überfielen sie die Zollstation nächtlicherweise mit Uebermacht. Die einachorenen Diener sowie die Bedienungsmannschaft wurden niedergemacht und der Beamte von den Piraten in die Berge geschleppt, um ein schweres Fögelged zu erdrücken. Sie sperrten ihn in einen kleinen Bambusstübe, wo er nur auf dem Knie Platz hatte, und führten ihn auf allen Zügen mit. Als die Bande endlich eingeholt und überumpelt wurde, war der Unglückliche durch die entsetzliche Behandlung halb zu Tode gemartert. Das Ungeschiefer wimm auf seinem abgebehten Körper und die Extremitäten verwesteten den Käfig. Solche Beispiele liefern sich noch Duzende anführen. Es scheint in der Tat, als ob der mongolischen Rasse jedes Gefühl mangle. Am Erfinden von Grausamkeiten haben die Gelbesichter ihresgleichen nicht. Die Rothhäute sind Stümper gegen sie. China sollte deshalb „Das Reich der Teufel“ und nicht „Das himmlische Reich“ genannt werden. Max Berger-Karlsruhe.

## Im Kampf mit Wasser, Krokodillen und Moskitos

Von Franz Donat

Abenteuerliche Schicksale eines Deutschen in Brasilien unter Hinterwäldern, Diamantensuchern, Indianern, Entdeckern und Verbrechern schildert das loeben im Verlag von Strecker und Schröder in Stuttgart erschiene Buch von Franz Donat: „Paradies und Hölle“ (Part. 5 A, geb. 6,50 M.). Abenteuerlust treibt den Verfasser als sechsjährigen Jüngling aus dem Thüringer Wald über den Atlantischen Ozean. Im südlichsten Brasilien verläßt er heimlich das Schiff und wird unter Verluft aller Habsehgkeiten von den Meerewesen ans Ufer geworfen. Mehr als ein Jahrzehnt treibt ihn nun das Schicksal durch das riesenland Brasilien, jaat und best ihn durch das Grauen des Urwalds und in die entsetzliche Einsamkeit endloser Steppen. Seinen unerhört spannenden Erlebnissen und Bekenntnissen ist der nachfolgende Abchnitt entnommen.

In Curoba sollte sich ein französischer Diamantkäufer aufhalten, der besonders hohe Preise bezahlte. Ich beschloß deshalb, dorthin zu reiten. Es waren ja nur acht bis neun Tagesritte, und da es jetzt schon oft regnerische Tage gab, konnte die Reise nicht allzu beschwerlich sein.

Während der Reiseszeit ist es gefährlich, die gerade Richtung, durch die die Telegraphenlinie führt, zu verlassen, da sie dann stellenweise so tief unter Wasser steht — sie durchquert den sogenannten Baudenal —, daß der Aufseher beim Ausbessern von Schäden ein Boot benützen muß. Und doch wohnen noch Menschen auf erhöhten Stellen in diesem Baudenal. Auch sie benötigen in der Reiseszeit mehr das Kanu wie ihre Reitstufen. Pferde gefehlen dort nicht, weil sie in dem nassen Gelände kreuzeln können.

Man hatte mir zwar den besten Weg über die Hochebene genau beschrieben, ich verließ ihn aber und kam nach einem mühseligen Akt durch das fast senkrecht abfallende Gebirge ins Tal hinab. Am ersten Tag war von Sumpf und Wasser noch nicht viel zu merken, am zweiten Tag wurde das Gelände aber schon feucht und obwohl mir der letzte Bewohner, den ich in dieser Einsamkeit trat, zum Umkehren rief, konnte ich mich doch nicht dazu entschließen. Es trat mir bevor, das verlassene steile Gebirge wieder zu ersteigen. Ich ritt in raschem Tempo weiter, aber schon nach einigen Stunden ging meinem Pferde das Wasser bis an den Bauch, und nur ab und zu erreichte ich noch ein Stückchen trodenes Land. Sollte ich wirklich umkehren? Ich sah keinen Vorteil dabei, denn ich hätte dann ungefähr die gleiche Strecke durch Wasser zurückreiten müssen, wie die, welche mir noch bevorstand.

Plötzlich gelang ich mir in einem Meer. Wasser und Himmel und wieder Wasser, jenseit des Auges reichte. Nur die Telegraphenstangen bezeichneten die Richtung, während fräufelnde Winde die Flutkäufe verrietten, die sich auch bald durch ihre starke Strömung bemerkbar machten. Dummst aufzucken die sich dahinwälzenden Wogen. Noch befiehlt ich kaltes Blut. Die Linie konnte ich auf keinen Fall verlassen, und meinem Tiere ging das Wasser auch jetzt nur bis an den Bauch. Wo ich sah vereinzelt Krokodille, aber die Braukrocodile sind im Wasser nicht so gefährlich, wie sie meist geschildert werden. Während sie auf dem Sande sehr aggressiv sind, greifen sie im Wasser nur Kinder oder Hunde, Schweine und andere kleine Tiere an. Vorsichtigerweise behielt ich aber immer die geladene Pistole in der Sand.

Alles wäre wohl abgegangen, wenn nicht noch ein Regenzeittag mit all seinen Schrednissen angelegt hätte. Nachmittags lag es plötzlich über dem Wasser, ängstlich schreiende Sumpfroegel flohen durch die Luft, mein Pferd sitterte an ganzen Leib, und weit und breit war keine Erhöhung zu er liden.

Wise suchten durch die Finsternis, und dumpf grollte der Donner; ein furchtbarer Sturm pettschte die Wasserflächen, die sich in kurzer Zeit in ein wogendes Meer verwandelten. Ich strebe auf eine Telegraphenstange zu, um für mich und mein Pferd einen Halt zu gewinnen. Wellenbrudartig fürzten jetzt die Wasser her, nieder, ein Wasserwirbel erfaßte Kof und Keiter und trieb sie von der Linie ab. Mein Pferd verlor den Boden unter den Füßen und wurde fortgerissen. Schwimmend erreichte ich noch die nächste Telegraphenstange und klammerte mich daran fest. Mein Tier mit allem, was ich befaß, verschwand in den Wogen des unterirdischen Flusses. Meine Diamanten, mein Messer, mein Gewehr und mein letztes Barock, alles war verloren. Nur die Pistole war mir noch geblieben.

Den Tod vor Augen, mühte ich, halb unter Wasser stehend, auf einem kleinen Steinbau, auf dem ein Telegraphenposten stand, die schredensvolle Nacht verbringen. Kleine Wasserläufer peinigten meinen aequälten Leib, ein Krokodil streifte mit seinem schwumpigen Panzer an mir vorüber, Murraden von Moskitos versuchten mit Gesicht und Hände. Wertlos war ich diesen Höllenqualen preisgegeben.

Aber auch auf diese grauenvolle Nacht folgte ein Morgen, und die Sonne lagte wieder vom blauen Himmel. So schnell, wie es gekommen, war das Unwetter wieder vorübergegangen. Bis zur Frühstücke im Wasser, lekte ich meinen Reg, halb schwimmend, halb abend fort. Die Sonne stach unerträglich, und ein bleierner Schmerz bohrte mir im Kopf. Ich hatte meinen Hut verloren und mühte ihn durch das Dalstuch ziehen, um mich einigermaßen gegen die Glutpestle der Sonne zu schützen. Der Baudenal dampfte. Furchtbarer Hunger peinigete mich, gegen den ich das laue Sumpf-

wasser trank, aber selbst anbeten von mir gab. Mein Kanu wurde in Krampfen aus dem Wasser gezogen und eine kleine Rinne, die ich übernachtete. Gern hätte ich meine Kleider abgelegt, doch die Stacheln, die schlimmsten Peiniger dieser Welt, ließen es nicht zu. Frost und Fieber schüttelten meinen Leib. Holz für ein Feuer war wohl vorhanden, aber mein Feuerzeug war nah geworden. Ich dankte Gott, als wieder ein Morgen anbrach. Und wieder ging's durch Wasser, welches das Tal zum Strom verwanndelt hatte. Wohl ich in der Ferne ein Haus auf einem Hügel liegen konnte, aber nicht erreichen, weil in dieser Richtung das Wasser so tief war. Mein Hunger steuerte sich zum Abend werden. Ich betete, weinte, suchte und war dem Wahnsinn nahe. Oft wünschte ich mir den Tod.

Sicher haben nur mein riesiges Hungergefühl und das Verlangen, es zu stillen, mich über diese schredlichen Tage hinweggebracht. Und noch einen Tag und noch eine ging es so fort, dann kam ich an eine Brücke, die unter Wasser stand, und hinter ihr fühlte ich tiefen Grund unter den Füßen. Aber noch einmal kreuzte meinen Weg ein schmutziges fließendes Gewässer, durch das ich unbedenklich schreiten wollte. Da rief mir ein Mädchen vom anderen Ufer zu, es nicht zu tun, stieg in ein Kanu und holte mich hinüber. Bei der Ueberfahrt sah ich, daß das Wasser buchstäblich von Krokodillen wimmelte, die mein sicherer Tod gewesen wären.

Das Mädchen führte mich in eine hinter Gebüsch verborgene Stütte. Ihre Bewohner, christliche Indianer, konnten es anfangs nicht glauben, daß es ein Mensch gewagt hatte, den Baudenal zu durchqueren, der oben drein seit Menschengedenken nie so wellersichig gewesen war. Trotz ihrer großen Armut gaben sie mir Bananen und in Ufche gebratene Maniokwurzeln.

## Welt und Wissen

Die Ausrottung des Urwaldes in Neuseeland. Als vor 80 Jahren die Entländer die Besiedlung von Neuseeland begannen, da war die Hälfte des Landes mit dichtem Urwald bedeckt. Es begann nun eine Arbeit der Ausrottung im großen. Je nachdem Feldkolonnen wurden eingeleitet, um die blühende Wildnis zu vernichten. Man hatte dafür eine ganz neuartige Technik herausgefunden. Die Bäume wurden nämlich nicht einzeln gefällt, sondern es, daß der erste fallende Baum den nächsten einer laanen Reihe umriß, dieser dann wieder den nächsten mit hinein und so auf einmal ganze Baumlinien zusammenstürzten. Auf diese Weise konnte die Ausrottung des Waldes sehr schnell und gründlich vor sich gehen. Mit den Naturschätzen, die durch diese Zerstörung gewonnen wurden, wußte man nichts anzufangen. Das Holz blieb den Sommer über zum Trocknen liegen, wurde im Herbst angezündet und verbrannt. Auf diese Weise sind 90 Prozent des neuseeländischen Waldgebietes ausgerottet worden, ohne daß ein wirtschaftlicher Nutzen erzielt wurde. Dabei beschränkte man sich nicht nur auf die Ebenen, sondern entblöhte auch die Abhänge der Gebirge von ihrem Waldbestand. Dies hatte sehr schlimme Folgen; denn die Wasserverhältnisse des Landes gerieten völlig in Unordnung, und der fruchtbarere Boden wurde von den Gebirgsabhängungen durch Erdbeben und durch Wildbäche auf weite Strecken hin fortgerissen. Neuseeland, das vor diesen merkwürdigen „Kulturakten“ ein wogendes Meer dichter grüner Wälder bildete, ist heute eine nackte Fläche mit Millionen von Baumstümpfen, die der landwirtschaftlichen Ausnutzung des Bodens im Wege stehen. Wie Hermann Kraus in der „Sozialistischen Monatshefte“ ausführt, erkennt man es jetzt, welches nicht wieder auszumachende Unheil auf diese Weise angerichtet worden ist. Die neuseeländische Regierung hat einen anarischen Fortmann, Madintosh Ellis herbeigerufen, um eine Auffrischung des Neuseelands vorzunehmen. Der Sachmann hat zunächst einmal die planlose Abholzung verboten und eine Durchforstung der 52 000 noch vorhandenen Acres Wald durchgeführt. Daneben begann er, für Neuanpflanzungen zu sorgen. Er begünstigte die Aufforstung durch Lieferung von Pflanzgut, und es wurden zu diesem Zwecke gegen zwei Millionen Pflanzlinge 1923 an die Siebter und Gemeinde abgegeben. Sägemühlen erhalten regelmäßige Holzlieferungen aus diesen bewirtschafteten Wäldungen, müssen sich aber verpflichten, die abgeholzten Flächen sofort wieder zu bepflanzen. Außerdem wurden private Gesellschaften gebildet, die das Aufforstung betreiben. Es werden in der Hauptstadt kalifornische Fichten und australische Eukalypten angepflanzt, die schon nach 25 Jahren nutzbares Holz liefern. Sehr schön sind freilich diese Neuanpflanzungen nicht, und die alte Herzlichkeit der neuseeländischen Urwälder ist unwiederbringlich dahin.

Die sibirischen Eisfelder. Für die wirtschaftliche Erschließung Sibiriens ist es von höchster Wichtigkeit, über die Bodenverhältnisse in den Gebieten ewigen Schnees und Eises Aufschluß zu erhalten. Die Forschung hat hier schon seit längerer Zeit, fast seit Jahrhunderten, gearbeitet; aber erst in neuerer Zeit ist man diesem äußerst verwickelten Problem, das allerdings eine ganze Reihe von Teilfragen in sich schließt, mit mehr Erfolg zu Leibe gegangen. Fünf Millionen Quadratkilometer gekorrene Bodenfläche birgt das asiatische Rußland. Mehrere hundert Punkte hat man bisher mit neuzeitlichen Methoden näher untersucht, worüber vor kurzem eine Autorität ersten Ranges, Prof. Dr. W. A. Schofatowitsch aus Irkutsk, in der Berliner Gesellschaft für Erdkunde einen bedeutenden Vortrag gehalten hat. Man muß in Sibirien eine Grenze der Bodengefrierung im Norden unterziehen, die aber noch wenig untersucht ist. Eingehender hat man die südliche Grenze der ewigen Gefrieris feststellen können, die auf der geographischen Breite von Frankfurt am Main und Krakau liegt,